Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 4

Artikel: Ein junger Mann will zum Theater
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066929

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein junger Mann will zum Theater

Von * * *

Illustration von Hugo Laubi

Dieser Tatsachenbericht deckt die Ursachen auf, die den jungen Schweizern den Weg zur Bühne so schwer machen.

Wenn man mit 18 Jahren als Buchhändler-Lehrling Stösse von Korrespondenzen ordnen muss, aber die innere Ueberzeugung hat, eigentlich zu etwas ganz anderm geboren zu sein, ist es kein Wunder, wenn die Gedanken wilder fliegen als in den « wahren Geschichten » auf den Gestellen « Unterhaltungs-Lektüre ».

So stand es in jener Zeit um mich: Ich wartete schon seit Wochen auf einen bestimmten Brief. Er durfte niemandem, am wenigsten meinem Vater, in die Finger kommen. Als ich nun einmal bei einer meiner regelmässigen Briefkasten-Inspektionen mit einer alten Stricknadel einen Briefumschlag mit jugoslawischen Marken herausfischte, drehte ich ihn gleichgültig herum, bis ich auf der Rückseite den Namen des Absenders las: ein Name, der im Telephonbuch spaltenlang vertreten ist, der aber für mich damals alles bedeutete, der Name des Theaterdirektors der kleinen Stadt G. Er verhiess mir die Antwort auf die einzige Frage in der Welt, die mich ernstlich beschäftigte: Wie komme ich zum Theater?

Ich hatte nach den ersten sechs Wochen langen Wartens auf eine Rückäusserung auf meinen jünglingshaft aufge-

schlossenen Fragebrief ein zweites Mal geschrieben, diesmal recht mannhaft und kurz. Nun hielt ich dennoch eine Antwort in der Hand. Aller Groll war verflogen, und beinahe bereute ich schon, dass ich diesem Manne, der mich nun einer handschriftlichen Antwort aus Dalmatien würdigte, so massiv gekommen war. Ueber all diesen Erwägungen hatte ich den Umschlag noch immer nicht geöffnet. Ich hatte so lange gewartet, dass es auf eine weitere Verzögerung auch nicht mehr ankam, und zudem war es höchste Zeit zum Mittagessen.

Ich glaube, ich habe nie mehr meinen Suppenlöffel mit soviel Illusionen in den Teller getaucht wie damals. Ich sah mich schon auf der grossen Stadttheaterbühne herumspazieren, nach «mehr Licht vom Vorbühnenscheinwerfer links» rufen und die Statisten anbrüllen. Dass das die Regisseure tun, wusste ich von meiner gelegentlichen Mitwirkung als Statist. Und so ein Regisseur wollte ich werden.

Nach dem Essen öffnete ich dann das Schreiben von der Insel Rab. Mit den charmantesten Worten entschuldigte sich der Gewaltige für die verzögerte Beantwortung meines Anliegens, wobei er in reizend jovialer Weise mir mitteilte, wie er von allen seinen Mitarbeitern im Stich gelassen worden sei: der Sekretär drei Monate krank gelegen habe, der Dramaturg vollständig versagt und er selber sich vor einem Nervenzusammenbruch nur noch mit einer Ferienreise nach Dalmatien retten konnte.

Begierig las ich weiter, was er mir nun als eigentliche Antwort auf meine brennenden Fragen zu sagen habe. Doch da stand nicht viel mehr, als

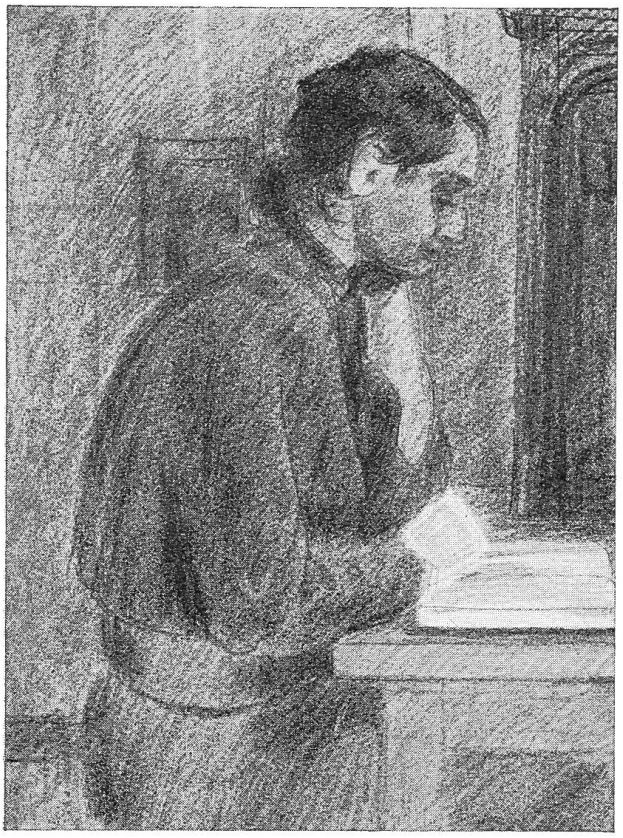
« Was nun Ihre Pläne zur Bühne zu gehen betrifft, kann ich Ihnen nur sagen, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bühnenpersonals leider noch gar nicht gut sind, und ich rate Ihnen deshalb sehr ernstlich, Ihren Schritt zu überlegen. Wenn ich wieder in der Schweiz bin, bin ich gerne bereit, mich mit Ihnen darüber mündlich zu unterhalten . . . »

Immerhin, die Angelschnur nach der begehrten Theaterwelt war geworfen, hatte eingehackt, und der mahnende Finger des Direktors verwandelte sich in meiner Vorstellung bald in einen winkenden, lockenden.

Vorfreude

Meine Tätigkeit von morgens 8—12 und von 2—7 Uhr im Buchladen war für mich nun noch bedeutungsloser geworden. Jedenfalls fand der Ladenchef bald, dass ich die Kunden allzu nachlässig bediene und spedierte mich zu Lagerarbeiten in den ersten Stock. Mir war das nur recht, denn nun konnte ich hinter den hohen Büchergestellen ungestört einschlägige Literatur lesen, und das Buchregal « Theater- und Konzertbücher » wurde mir zur intensivst benützten Leihbibliothek. Die Reibereien zwischen dem Chef und mir häuften sich. Aber das jetzige Dasein schien mir nur noch ein Uebergang zu Schönerem, Höherem. Alles Anschnauzen, Herumkommandieren und resignierte Kopfschütteln des Chefs prallte wirkungslos an mir ab.

Ich wollte bis zur Rückkehr des Theaterdirektors eine Bühneneinrichtung eines selten aufgeführten Stückes der Weltliteratur vorbereiten und hatte mir dazu das hauchzarte Spiel « Leonce und Lena » von Georg Büchner ausgesucht. Diesem, aus vielen kleinen Szenen bestehenden Stück, das ohne jede Rücksicht auf technische Bühnenschwierigkeiten beinahe nach jeder Seite wieder eine neue Dekoration erforderte, wollte ich einen Spielrahmen geben, der es ermöglichte, die Schauplätze ohne lange Pausen zu wechseln. Und als besondere Ausschmückung hatte ich mir musikalische Einlagen gedacht, die das Stück durchziehen sollten. Ferner hatte ich als Dramaturg gewaltet und einige Szenenumstellungen zur Straffung und Konzentrierung der Handlung vorgenommen. Die schnellen Verwandlungen sollten mit Hilfe der Drehbühne gemacht werden. Ueber diese Einrichtung hatte ich mich gründlich in einem Buch aus dem Laden orientiert und konnte so genaue technische Pläne für die Auftei-



Max Truninger Kohlenzeichnung

lung der Drehscheibe zeichnen. Ich legte ausserdem noch, allerdings grausig dilettantische Dekorationsentwürfe bei und schrieb meine ganzen Anordnungen mit viel Mühe in ein grosses Heft, das ich dann stolz mit Regiebuch anschrieb. Mit dieser Visitenkarte meldete ich mich, als die Zeit gekommen war, beim Theaterdirektor und wurde auf die andere Woche, mittags um halb drei, nach G. in sein Bureau geladen.

Der Himmel hängt voll Geigen

Nachdem ich vom Geschäft einen halben Tag « wegen privaten Angelegenheiten » frei bekommen und zu Hause mit dem scheinheiligsten Gesicht von der Welt Adieu gesagt hatte, fuhr ich also nach G. und betrat pünktlich zur festgesetzten Zeit das dortige Theatergebäude.

Die berühmte und wirklich merkwürdig duftende «Kulissenluft» hatte ich als Statist auf der Bühne meiner Heimatstadt schon einige Male mit geblähten Nüstern eingesogen. Aber als ich mich nun im Hausgang des Bühneneingangs zwischen verschlissenen Polstermöbeln und einem blühenden Kirschbaum aus Papier und Draht hindurchzwängte und klopfenden Herzens die Treppe zum Direktionsbureau emporstieg, da schien mir, ich hätte noch nie eine solch freie frische Luft geatmet.

Der Direktionssekretär war ein freundlicher Herr, der furchtbar beschäftigt war und mich vorerst etwas warten hiess. Der Herr Direktor müsse jeden Augenblick kommen. « Aha, das ist also dieser Mann, der drei Monate krank gelegen hat », dämmerte mir jene Stelle aus dem Brief von der Insel Rab wieder auf, und teilnehmend erkundigte ich mich, ob er wieder ganz gesund sei. Etwas verständnislos schaute mir der gute Sekretär ins Gesicht und erkundigte sich zwischen zwei Telephongesprächen, wieso ich zu dieser Frage käme, er sei seit dreizehn Jahren nicht mehr krank gewesen. Bevor ich aber den Widerspruch zwischen den bewegten Klagen des Theaterdirektors über das dreimonatige Krankenlager des Sekretärs und dessen eigenen Feststellungen ergründen konnte, erschien der Direktor und begrüsste mich mit einem strahlenden Lächeln. Er liess sich nun in seinem Privatbureau von meinen Plänen unterrichten, wobei er meinem manchmal etwas stockenden Bericht sehr verständnisvoll wieder auf die Beine half, meine zögernd vorgebrachten Klagen über das Dasein eines kaufmännischen Angestellten mit saftigen Hieben auf das Bürokratentum unterstützte, mit einem Wort, eine ungemein auftauende Wirkung auf mich ausübte, so dass ich gegen Ende der Unterhaltung recht lebhaft wurde. Das stellte der Herr Direktor selbst ausdrücklich fest und erklärte mit spitzbübischem Lachen, dass er zu Beginn der Unterhaltung den Eindruck gehabt hätte, dass ich nicht zum Theater passe, weil ich zu ernsthaft und still sei, nun sehe er aber, dass ich auch munter sein könne und darum wolle

er mir nun gleich sagen, dass er meine Bearbeitung von « Leonce und Lena » gelesen habe, sie sei zwar natürlich nicht bühnenfähig, das könne man aber auch nicht verlangen von jemandem, der keine Bühnenerfahrung habe, aber die Bearbeitung weise einige nette Ideen auf, kurz und gut — er habe den Eindruck, dass ein Versuch mit mir als aktiver Mitarbeiter in seinem Theater vielleicht fruchtbringend sein könnte.

Wahrscheinlich sind mir damals die Augen vor lauter Freude fast aus dem Kopf gefallen, denn er lächelte wie der Samichlaus, wenn er einem Kinde einen Sack voll Nüsse gegeben hat. Auf diesen, das Tor zur Theaterwelt weit aufsprengenden Satz, kam zwar gleich eine kalte Dusche:

« Was allerdings das Finanzielle betrifft, können wir Ihnen gar nichts geben. Sie müssten als Volontär bei uns arbeiten, und zwar käme für Ihre Tätigkeit das Wort Regieassistent in Frage. »

Mit dem Bescheid, mir die Sache gründlich zu überlegen, nebst einem aufmunternden Kopfnicken, wurde ich entlassen, und wenn die Bahnstrecke von G. nach Zürich nicht 60 km lang gewesen wäre, so hätte ich höchstwahrscheinlich in meinem Uebermass an Freude den Weg zu Fuss zurückgelegt.

Auf der Heimfahrt meldeten sich dann allerdings wieder realistischere Erwägungen. Wie konnte ich meinen Lebensunterhalt in G. aufbringen? Von zu Hause konnte ich auf keine finanziellen Unterstützungen hoffen, weil kurze Zeit vor meinem Besuch in G. mein Vater von einem grossen Lohnabbau betroffen worden war.

Doch das Rattern des Zuges befeuerte meinen Optimismus wieder. Wenn sich bis heute alles so wunderbar gefügt hatte, warum sollte nicht auch diese Seite der Angelegenheit zu ordnen sein?

Als ich dann am Abend meine nichtsahnenden Eltern mit meinem Bericht überrumpelte, entstand weder die grosse Aufregung, die ich erwartet hatte, noch wehrte mein Vater meinen Plänen. Er erklärte, ich wisse wohl selbst am besten, was für mich nötig sei, um ein glücklicher Mensch zu werden. Und dann berieten wir zusammen, wie nun diese Umstellung, mein Unter- und Auskommen in G., zu bewerkstelligen sei.

Zwischenspiel

Es war damals Juli. Mit einer zweimonatigen Kündigungsfrist hatte ich die Möglichkeit, auf den 1. Oktober aus dem verhassten Buchhandel loszukommen, und so setzte ich mich noch am gleichen Abend hinter die Schreibmaschine und tippte kurz und knapp:

« *Sehr geehrter Herr! Ich bitte Sie, mich auf den 1. Oktober 19 .. aus dem Vertrag mit Ihrer Firma zu entlassen.* »

Die zwei Monate « Kündigungszeit » wurden zur erspriesslichsten Zeit meines Buchhändlerdaseins. Die Bestellungen wurden schnellstens erledigt und die Kunden im Laden mit dem freundlichsten Lächeln begrüsst. Den Weg von und ins Geschäft verkürzte ich mir mit dem Auswendiglernen von klassischen Monologen Shakespearescher Dramen und hatte oft ein seltsames Vergnügen, meine Rezitation auf menschenleerer Strasse mit dem Dröhnen des vorbeifahrenden Mittagszuges zu messen, so dass ich oft stockheiser meinen Ladendienst antrat. Trotzdem setzte der Chef am letzten Tag meiner Tätigkeit zu einer Ansprache an, in der es von « plötzlich erwachtem Eifer » knarrte, und in der er sich sogar zu Glückwünschen für meine Zukunft verstieg. Nun, für diese Zukunft fühlte ich mich wohlausgerüstet, sogar mit Geld, denn ein verständnisvoller Freund war hilfreich beigesprungen, und ohne viel Bedauern verliess ich am 30. September die Stätte meiner kläglich abgebrochenen Lehrzeit als Bücherverkäufer.

Theaterluft

Der erste Tag des neuen Lebens fing wundervoll an. Als ich mich tatendurstig im Theaterbureau meldete, drückte mir

der Direktor das kleine rote Textbuch einer Komödie von Pagnol « Zum goldenen Anker » in die Hände. Damit solle ich mich irgendwo in eine ruhige Ecke setzen, das Stück lesen, am Nachmittag sei die erste Probe, der Regisseur heisse Gellert, sei ein netter Mensch und ich solle ihm dann zur Verfügung stehen — in meinem neuen Amt als Regieassistent. Damit schob er mich wieder aus seinem Zimmer, und die goldene Freiheit, die ich gewonnen hatte, kam mir zum erstenmal so recht zum Bewusstsein.

Statt nun vier Stunden im staubigen Buchladen herumzuwursteln, hatte ich den Vormittag frei zu meiner Verfügung, konnte in der warmen Herbstsonne spazieren gehen und musste dazu als « Arbeit » nichts anderes tun als ein Theaterstück lesen! Im schönen Stadtpark, auf einer Bank des Verschönerungsvereins, verschlang ich das rührende Stück vom Marseillaner Wirtssohn, der vom Fernweh gepackt, aus der Enge des Vieux-Port ausbricht, um in fremde Länder zu fahren.

Mit der grössten Spannung ging ich nachmittags zur ersten Bühnenprobe. Ich wurde den Schauspielern vorgestellt, die all diese Gestalten des Stückes lebendig machen sollten, und lernte den Regisseur kennen, einen jungen, aufgeschlossenen und sympathischen Deutschen, mit dem ich mich in der Folge sehr gut verstand und in dessen Familie ich die anregendsten Stunden meines damaligen Aufenthaltes erleben durfte.

Meine neue Wirkungsstätte! Eine Bühne von hinten hatte ich, wie gesagt, schon flüchtig kennengelernt. Aber das war nur ein Zipfel dieser Wunderwelt gewesen, die ich nun gründlich und bis in die entlegensten Winkel in mich aufnahm. Gewiss, auch hier gab es vor allem Staub! Aber was für einen Staub, gegen den der aufgestapelten Bücher ! Welch freudiger Schreck durchzuckte mich, als ich gleich am ersten Tag auf der Hinterwand einer bereitstehenden Kulisse die Worte aufgemalt sah: Lohengrin 2. Akt, Brautgemach. Auf dem Spielplan stand allerdings an jenem Abend die Operette «Gräfin Mariza», und Elsas Brautgemach spielte hier die Rolle eines Festsaales im gräflichen Schloss. Aber warum sollte mich das stören? An allen Ecken, hinter jeder Türe des Garderobenabteils stand, lag, glitzerte und tönte irgend etwas von jenem grossen Unfassbaren, das man mit dem Worte Theater bezeichnet.

Und dann die neuen Kollegen! Eine seltsame Sorte Mensch, wie mir schien. Ausserordentlich freundlich waren sie alle, und meistens sprachen sie sehr laut und alles mit vorbildlicher Aussprache. In unserm Ensemble hatten wir sehr viele Oesterreicher, dann zwei Tschechen und einige Norddeutsche, und schliesslich sogar noch einen Schweizer. Die Zeit, wo sich unsere Theaterdirektoren für Schweizer Schauspieler interessierten, begann sich damals erst als bescheidenes Morgenrot am fernsten Himmel abzuzeichnen.

Meine neuen Kollegen, Schauspieler, Sänger, technisches Personal, alle waren sehr nachsichtig und nett meinen Anstrengungen gegenüber, mich in die neue Umgebung einzuleben. Schauspieler haben sehr viel Aehnlichkeit mit Kindern. Sie sind ebenso dankbar für jede Anerkennung, und ebenso böse, wenn sie glauben, man wolle sie unterdrücken. Die Kardinalfrage, die jeden Schauspieler und Sänger beschäftigt und die er je nach Temperament und Bildung entweder verschämt oder hemmungslos stellt, ist: « Wie war ich gestern abend? » Und dann will er hören, dass er ausserordentlich gespielt habe und dass er noch nie so intensiv gewirkt hätte. Mit dieser Feststellung hat man einen Menschen glücklich gemacht, und aus diesem Glauben an sich selber wird der Schauspieler auch immer wieder seine besten Leistungen herausholen.

Ein anderes wichtiges Problem für jeden darstellenden Künstler ist: Was für Rollen bekomme ich zu spielen? Es entstehen immer aufgeregte Debatten beim schwarzen Brett, wenn ein neuer Besetzungszettel angeschlagen wird und die Mitglieder aufgefordert werden, ihre Rollen im Bureau abzuholen. Es ist wohl

noch kein Stück besetzt worden, ohne dass sich ein Darsteller benachteiligt fühlt und findet, dass falsch besetzt worden sei. Darum löst sich auch meistens aus der Gruppe der schimpfenden Schauspieler ein Mitglied und steigt mit finsterem Blick und martialischer Haltung ins Direktionsbureau hinauf, um die Rolle zurückzugeben. Aber meistens endet es damit, dass das Mitglied wieder mit der gleichen Rolle die Treppe hinunterkommt und ganz im Vertrauen erzählt, dass der Direktor klein beigegeben habe und die grosse Rolle des nächsten Stückes endgültig mit ihm besetzt sei. Die verschmähte Rolle des jetzigen Stückes wird aber dennoch gespielt.

Der Vogel im Hanfsamen

Die folgenden Wochen und Monate sind auch heute noch die schönste Seite im Erinnerungsbuch meiner Theaterzeit. Der Spielbetrieb des Stadttheaters von G. mit seinen drei Kunstgattungen Schauspiel, Operette und Oper brachte es mit sich, dass sich bald ein reiches Betätigungsfeld für mich zeigte. Es war so vielgestaltig, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Realistisch gesehen wurde ich zum « Mädchen für alles ». Mir aber schienen alle Aufgaben, die man von mir verlangte, wichtige Bausteine für mein Endziel: Regisseur. Darum betätigte ich mich nicht nur in meinem speziellen Fach als Regieassistent, dessen Arbeit übrigens sehr zweifelhaft ist, denn er kann nichts anderes tun als neben dem Regisseur sitzen und aufpassen, wie nun so eine Inszenierung entsteht und höchstens hie und da den Regisseur an Unterlassungssünden erinnern, die dem Vielbeschäftigten unterlaufen. Ich dehnte also mein Arbeitsfeld aus und half dem Inspizienten bei seiner anstrengenden Arbeit. Der Inspizient heisst auch Spielwart. Er muss dafür sorgen, dass die Schauspieler zur rechten Zeit und am richtigen Ort auf der Bühne erscheinen. Und das ist nicht so leicht, wie man meint, denn der Schauspieler ist nervös vor seinem Auftritt. Er marschiert im ganzen Haus herum und bleibt bis drei Sätze vor seinem Stichwort meistens unauffindbar. Wenn er dann trotzdem richtig einsetzt, ist das hauptsächlich dem Inspizienten zu verdanken. Ausserdem ist er für die richtige Ankunft des Schwanes von Lohengrin verantwortlich. Oft genug muss er vereint mit einem Bühnenarbeiter am Strick ziehen, um das störrische Vieh in Bewegung zu setzen. Der Inspizient muss auch dafür sorgen, dass, wenn sich die Heldin unter Posaunenstössen erstechen muss, diese das dazu nötige Messer wirklich in der Tasche hat.

In manchen Proben soufflierte ich, weil die Souffleuse an der Hauptprobe einer Operette zu tun hatte. Ich erinnere mich noch an ein kleines Intermezzo bei meiner ersten Aushilfe als Souffleur: ich tat nämlich diese Arbeit mit so grosser Ausdruckskraft, dass die Schauspieler irritiert wurden, weil sich meine Interpretation des Textes durchaus nicht immer mit der der Darsteller deckte. Darum wurde ich gebeten, den Text ganz ausdruckslos vorzusagen und bekam so einen Begriff von der verantwortungsvollen und zugleich geisttötenden Arbeit unserer Souffleuse.

Aber nicht nur vor und hinter der Bühne wirkte ich mit, besonders lockte mich auch der Schnürboden — das Reich über der Bühne. Dort sass ich oft auf einer Eisenbrücke, die quer über die Bühne geht und auf der die grossen Scheinwerfer aufgestellt sind, die unten auf der Szene Tag und Nacht hervorzaubern. Da sass ich mit farbigen Gelatine-

Unser wichtigster Vorsatz für das neue Jahr wird sein, jeden Einsatz zu wagen und jede Entbehrung guten Mutes zu tragen, welche die Bewahrung der Unabhängigkeit der Schweiz von uns verlangt.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

blättern, bereit, die Farben auszuwechseln und nach roter Abendsonne einen grasgrünen Mondschein zu ermöglichen. Ja, im Laufe des Winters kam es sogar so weit, dass ich diese drei Funktionen: Hilfsinspizient, Hilfssouffleur und Hilfsbeleuchter in der gleichen Vorstellung vereinigen musste und ausserdem in einer kurzen Zwischenszene als Schauspieler mitwirkte.

Das waren jene unvergesslichen Aufführungen der Urfassung des « Götz von Berlichingen » von Goethe, 40 Bilder in drei Stunden auf unserer technisch sehr beschränkten Bühne. Während den ersten zehn Bildern sass ich oben auf der Beleuchterbrücke, natürlich schon in Kostüm und Maske eines reisenden Kaufmannes. Zwischen den Lampen schwitzte ich jämmerlich, und der lächerliche Bart, den mir der Theatercoiffeur auf mein Milchgesicht geklebt hatte, brannte und kitzelte verteufelt. Dann sauste ich die Leiter hinunter und kam gerade noch zur rechten Zeit, um vom aufgeregten Inspizienten auf die Bühne hinausgestossen zu werden und dort vor dem Kaiser Maximilian vorschriftsgemäss einen Kniefall zu tun und etwas von Milde zu stammeln. Zum Glück ging diese Szene schnell vorbei und ich konnte mich nun meiner Tätigkeit als Hilfssouffleur widmen. Das war nötig, weil ein Bild ganz im Bühnenhintergrund auf einem hohen Aufbau spielte, also sehr weit vom rettenden Souffleurkasten weg.

Uebrigens verlangten die vierzig Bilder einen derartigen Aufwand an schauspielerischem Personal, dass selbst der Herr Direktor persönlich sich Schminke ins Gesicht strich und einen Hordenführer von plündernden Bauern mimte.

Täglich stand mein Name auf dem Probezettel, jeden Tag wurde ich irgendwo dringend benötigt, und das erfüllte mich mit einer solchen inneren Zufriedenheit, dass ich mir wie der Vogel im Hanfsamen vorkam.

So verstrich mein erster Theaterwinter schnell und leicht. Auch mein privates möbliertes Dasein gestaltete sich annehmbar. Als willkommene Zugabe zu meinem monatlichen Scheck kam ein Mitwirkungshonorar, das ich für jede Vorstellung, an der ich in irgendeiner Form mich betätigte, einkassieren durfte. Im Heim des jungen Regisseurs war ich oft zu Gast. Er und seine Frau brachten viel anregendes Ideengut in mein Gehirn und halfen mir verständnisvoll, meinen kleinen Horizont etwas auszuweiten. Durch sie kam ich in Berührung mit moderner Malerei und Architektur, mit den Bauhausbestrebungen des damaligen Dessau und mit vielen Namen der Literatur, die ich kaum dem Hörensagen nach kannte. Ueberhaupt tat mir dieser erste Kontakt mit Ausländern sehr gut, um so mehr, als sie anderseits meine Heimat, die Schweiz, schon gut kannten und liebten. Im Gegensatz zu vielen Angehörigen des Theaters stammten sie aus sehr gebildeten Kreisen, er aus einem hessischen Pfarrhaus, und sie war die Tochter eines norddeutschen Gutsbesitzers. So hatte ich Gelegenheit, für manche Eigentümlichkeiten des täglichen Betriebes hier eine Erklärung zu bekommen, und am gemütlichen Abendtisch diskutierten wir oft bis in alle Nacht hinein.

Eines Tages nun begegnete mir der Direktor auf der Treppe, packte mich am Kittel und frug kurz und bündig: Getrauen Sie sich selber Regie zu führen? Meine Antwort: Es kommt ganz darauf an was. — Und am nächsten Tage wurde ein neuer Besetzungszettel herausgehängt: « Die Geschwister » von J. W. Goethe. Regie: mein Name. Ehrlich gesagt: So schnell hatte ich mir meine Karriere doch nicht vorgestellt, aber wenn der Direktor meint . . . und mein Selbstvertrauen stieg mächtig.

Ich arbeitete mir ein Regiebuch aus, an dem mein Freund Regisseur mit guten Winken mithalf, setzte die erste Stellprobe dieses Kammerstückes an und probierte dann frisch drauflos. Die Schauspieler haben vielleicht unter sich allerlei geredet über die Tatsache, dass dieser frischgebackene Theatersäugling nun schon selbständig Regie führen müsse — mir gegenüber waren sie jedenfalls sehr

zuvorkommend und halfen mit ihrer Bühnenerfahrung stillschweigend und selbstverständlich aus.

Einen weiteren Beweis von entwaffnendem Vertrauen gab der Direktor, der erst zur Generalprobe als Zuschauer erschien und sich dann sehr lobend über die Inszenierung äusserte. Die Première fand jedenfalls statt und wurde heftig beklatscht.

Viel Lobreden und schmeichelhafte Feststellungen «von echtem Theatersinn», « sensibler Ausdeutung » tönten äusserst angenehm an mein Ohr, und wenn auch dann in den Zeitungskritiken mein Name teils überhaupt nicht erwähnt wurde, teils falsch gedruckt und in einem dritten Blatt mit der erstaunten Frage verbunden war, wer denn dieser unbekannte Regisseur eigentlich sei, so war ich doch höchst zufrieden und konnte mir für den Augenblick gar keine Steigerung meines Daseins mehr denken.

Szenenwechsel

Gegen Ende der Saison schlug wie ein Blitz die Nachricht ein, dass unser Direktor an ein anderes Theater der Schweiz gewählt worden sei und infolgedessen hier demissioniere. Das zog unerwartete Folgen nach sich. Wer wird Nachfolger in G. sein? Und vor allem, was sollte ich tun? Hier in G. bleiben und versuchen, beim neuen Direktor unterzukommen — oder mich sonst in der Schweiz umsehen? Mich schon als Regisseur zu bewerben, dazu hatte ich trotz meinem gewaltig gesteigerten Optimismus keine Courage, denn ich fühlte doch, dass meine Lehrzeit am Theater beileibe noch nicht zu Ende war.

Der Direktor war sehr viel abwesend und zeigte für den Betrieb in G. nicht mehr viel Interesse. Schon tauchte auch sein Nachfolger auf. Er war mir herzlich unsympathisch, weil er viel zu viel von seinem « ehrlichen Herzen » und der « Glut seines Wollens » sprach und im übrigen einen ziemlich schmierhaften Eindruck machte.

Was haben Sie Ihrem Vater zu verdanken?

Eine neue Rundfrage

Die Antworten sollen zeigen, was den erwachsenen Kindern besonders dankbar im Gedächtnis geblieben ist. Wir erwarten keine allgemeinen Sprüche, sondern Erinnerungen an bestimmte Ratschläge, Lebensweisheiten, erzieherische Eingriffe oder Beeinflussungen Ihres Vaters, die sich in Ihrem spätern Leben als besonders wertvoll erwiesen haben.

Wir bitten Sie, Ihren Beitrag bis zum 10. Januar an die Redaktion des « Schweizer-Spiegels », Hirschengraben 20, Zürich 1, zu senden.

Ich sah also für die nächste Spielzeit wenig Aussichten in G. Mein Kollege, der Regisseur, hatte unterdessen einen Antrag des Direktors bekommen, mit ihm an die neue Wirkungsstätte zu gehen, und so war die Frage des Direktors an mich wie die Erfüllung eines schönen Traumes, als er sich erkundigte, ob ich nicht auch Lust hätte, weiter bei ihm als Regieassistent zu wirken. Eine Gage allerdings könne er mir, weil das Budget des Personaletats überschritten sei, nicht anbieten, aber aus einem speziellen Fonds liesse sich eine monatliche Entschädigung von 50 Franken herausquetschen. Als er mir dann noch als weitere Entschädigung eine eventuelle Inszenierung auf der grossen Bühne des neuen Wirkungskreises versprach, brauchte ich nicht mehr lang zu überlegen. Voll Befriedigung schnürte ich am Ende meines ersten Theaterwinters mein Bündel und erwartete nun vom zweiten Jahr die entsprechende Fortsetzung.

Der Sturz in die Tiefe

Die viel grosszügigeren Verhältnisse des neuen Wirkungsfeldes zeigten mir bald, dass die Bühnenarbeit und das Werden einer Aufführung sich durchaus nicht so abwickeln muss, wie ich von G. her gewöhnt war. Zuerst einmal fehlte hier der familiäre Ton, wie er in G. zwischen Solisten und Chormitgliedern, zwischen

Bühnenarbeitern und Bühnenvorständen üblich war. Jeder tat seine Arbeit und ging dann seines Weges, was einen durchaus wohlorganisierten Eindruck machte, mich aber wieder verzweifelt an Bureauluft und Angestelltendasein erinnerte. Es fehlte eine spürbare gemeinsame Begeisterung und auch ihr Gegenteil: das so wohltuende gemeinsame Schimpfen. Mir schien, dass man Kunst nicht in einem mehr oder weniger teilnahmslosen Verein produzieren könne. Alles kam mir auseinandergerissen vor: in einem entfernten Hause schreinerte, klebte und pinselte man an den Dekorationen, in einem Zimmer des 3. Stockes probierte das Ballett, im Uebungszimmer des 1. Stockes fand eine Stellprobe statt und unten auf der Bühne exerzierte der Chor. Hie und da erschienen auch die Solisten, erledigten ihre Auftritte und verschwanden wieder, bis dann endlich bei den letzten Bühnenproben der ganze Apparat zusammenwirkte. Dies alles war durch die grössere Ausdehnung des Betriebes bedingt und ganz natürlich, ich aber suchte vergebens das gemeinsame Werden einer Aufführung, das mir in G. zum eindrücklichen Erlebnis geworden war.

Der Oberregisseur der Oper, dem ich als Assistent beigegeben war, zeichnete sich durch eine ungeheure Schaffensfreude aus und konnte zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten in irgendeinem Winkel des Theatergebäudes gefunden werden, wo er entweder Kostüme aussuchte, Einzelproben mit Sängern abhielt oder Statistengruppen drillte. Aber trotz seiner vielen Arbeit war er nicht gewohnt, etwas davon an einen Assistenten abzutreten, und mein Anteil an seinen Inszenierungen beschränkte sich meistens auf tatenloses Zuschauen.

Mein Kollege aus G., der nun hier die Tätigkeit eines 2. Regisseurs ausübte, hatte seinerseits genug mit der persönlichen Eingewöhnung in den Betrieb zu tun, so dass ich nun ziemlich planlos in dem grossen Haus herumstand und mir recht überflüssig vorkam.

Als interessante Nebenbeschäftigung hatte ich den Auftrag erhalten, mich an der Redaktion des Theaterprogrammheftes zu beteiligen, und so schleppte ich aus Büchern und Bibliotheken manchen passenden Beitrag herbei. Daneben galt es eingereichte Manuskripte von Bühnenwerken zu lesen, darüber eine kurze Inhaltsangabe und eine kritische Betrachtung zu schreiben — dies alles aber half mir nicht, meine grossen Sorgen zu zerstreuen, wie sich meine Bühnentätigkeit weiter entwickeln sollte.

Von Tag zu Tag verbreiterte sich die Kluft zwischen mir und dem neuen Betrieb, mitsamt den Kollegen. Im gleichen Masse wie ich im grossen Theater anfing kaum mehr beachtet zu werden, wuchsen auch meine Hemmungen, so dass ein Anschluss immer fragwürdiger wurde. Nichts mehr von dem Elan des vergangenen Jahres, als ich mich ins Theaterleben gestürzt hatte. Damals war alles neu, erregend und anfeuernd. Nun aber schwamm ich träg wie ein Klotz Holz obenauf: ich kannte es ja schon genug vom Zusehen, das Leben hinter den Kulissen. Ich wusste genau, dass man bei der Opernregie den Sängern nie einen Standort zuweisen darf, von dem sie bei eventuellen schweren Einsätzen den Kapellmeister nicht sehen können — oder dass man von der Hochdramatischen selten ein rasches Laufen über die Bühne verlangen soll, weil das sonst eher komisch ausfällt. Dann waren mir alle bühnentechnischen Vorgänge hinreichend bekannt, und im Reiche des Beleuchters wusste ich ganz gut Bescheid. Was sollte mich also beim blossen Zusehen noch fesseln? Ich hatte doch die Treppe vom Anfänger zum Regisseur bereits letztes Jahr hinter mich gebracht. Aber dass ich einen grossen Fehler begangen hatte, indem ich diese Treppe zu schnell hinaufgerannt war, das konnte ich damals leider noch nicht einsehen.

Vielleicht könnte hier der Vorwurf, der oft von ausländischen Theatermitgliedern an unsere Adresse gerichtet wird, seinen Platz finden, nämlich: die Schwei-

Photo: H. Baumgartner

zer sind zu schwerfällig für das Theater. Gewiss, wir haben ein ganz bestimmtes Tempo in allen unseren Lebensäusserungen, das vielleicht um einige Grade unter der Tourenzahl eines Deutschen läuft. Wir registrieren eine Tatsache wahrscheinlich ebenso schnell wie der Kopf des flinken Ausländers, doch vergeht manchmal ein wenig mehr Zeit, bis sich die entsprechende Reaktion einstellt. Und dieses « gründlichere Verdauen » führt dann oft zur oberflächlichen Beurteilung: Ihr seid zu schwerfällig!

Vielleicht war ich wirklich zu schwerfällig, um mich den neuen Verhältnissen anzupassen — zu schwerfällig überhaupt gegenüber den dauernd wechselnden Situationen, wie sie das Theaterleben bringt. Mein Schweizer Tempo wirkte bremsend im ausländisch angekurbelten Stadttheatertempo.

Man verstehe mich nicht falsch: ich will damit nicht sagen, dass der lebendige und vitale Theaterorganismus auf ein Zeitlupenmass herabgeschraubt werden müsste, um damit schweizerischer zu werden. So äusserlich ist das nicht gemeint. Doch wird eben ein Schweizer Regisseur zum Beispiel den Ablauf irgendeines Dramas anders regulieren als etwa ein Berliner, oder, um ins Einzelne zu gehen: eine Liebesszene von Schweizern gespielt wird anders gestaltet werden als dies etwa eine französische Gruppe tun würde. Das sind Unterschiede im nationalen Empfinden, die in das Gebiet der geistigen Selbstbehauptung gehen. Da ich aber stark auf meinem mir angeborenen Tempo beharrte, mussten Reibungen zwischen mir und den vorhandenen Zuständen entstehen, und die Bremsen fingen an zu quietschen.

Schon verschiedentlich hatte ich versucht, über dieses Thema mit dem Direktor in ein Gespräch zu kommen. Doch seit dem Beginn seiner neuen Tätigkeit, die ihn selbstverständlich mehr in Anspruch nahm als die Leitung des kleinen Theaters von G., hatte er nicht mehr viel Zeit für die Sorgen seines Assistenten. Um endlich eine Lösung des unerquicklichen Hangens und Bangens herbeizuführen, bat ich ihn kurz entschlossen um eine selbständige Inszenierungsaufgabe und stützte mich dabei auch auf sein Versprechen vom vorigen Jahr. Da aber wurde aus dem verständnisvollen und fördernden Lehrmeister des letzten Jahres der arbeitsüberhäufte und ungeduldige Direktor des grossen Stadttheaters, der mich ziemlich barsch abwies.

Die Saison schritt unterdessen fort, und als um die Weihnachtszeit alle Mitglieder vom neuen Vertrag für die kommende Spielzeit sprachen, wie es jeden Winter um diese Zeit geschah, da wartete ich vergebens auf den berühmten Brief, der zur Besprechung des neuen Vertrages ins Direktionsbureau rief. Nun musste es unbedingt zu einer Aussprache kommen. Diese war bald beendet, weil der Direktor erstens wieder einmal keine Zeit hatte, und zweitens mir mit brutaler Offenheit bedeutete, ich müsste nun eben zeigen, ob ich das nötige Theaterblut in mir habe, indem ich mir selbst weiter helfe. Er habe leider keine Möglichkeit mehr, mich in der nächsten Spielzeit an seinem Theater zu beschäftigen. Er erinnerte mich salbungsvoll an seine mahnenden Worte vor zwei Jahren, den Schritt zum Theater reiflichst zu überlegen, und knüpfte daran einige Betrachtungen über die fragliche Eignung des Schweizers zum Theaterleben überhaupt. Unterdessen hatte er wohl zehnmal telephoniert und griff auch jetzt wieder zu diesem wunderbaren Ausdrucksmittel höchster Geschäftigkeit, während ich betäubt und aus allen Wolken gefallen das Zimmer verliess.

Wo lag der Fehler?

In den nächsten Tagen versuchte ich über die Ursachen dieser erschreckenden Wendung meines Lebensschiffleins Klarheit zu erlangen. Ich steckte aber noch viel zu tief im Erleben drin, und das wirkte sich so aus, dass ich zunächst von einer plötzlichen Krankheit, die sonst vielleicht eine gewöhnliche Erkältung geblieben wäre,

Photo: Guggenbühl

umgeworfen wurde und mit über 40 Grad Fieber zwei Wochen im Bette lag.

Warum war es eigentlich zu dieser Katastrophe gekommen? Hatte der Direktor wirklich das Recht, alles Interesse an mir zu verlieren, wenn er mir überhaupt keine Gelegenheit gab, Leistungen zu zeigen? frug ich mich immer wieder. Er hatte doch schliesslich, als er mich als Regielehrling an sein Theater nahm, die Verpflichtung des Lehrmeisters übernommen, der den Schüler in sein Metier einzuführen und darin auszubilden hatte. Das Metier hatte ich wohl kennengelernt. Wo aber war die Ausbildung geblieben? Ganz auf mich selbst gestellt, hatte ich wohl Eindruck auf Eindruck aufgestapelt, doch für die Sichtung und Klärung all dieses Materials fand sich niemand. Ich hätte alles selbst ordnen müssen. Das hätte Zeit gebraucht, mehr Zeit als zwei Jahre. Aber der leichtsinnige Experimentator war seiner Verpflichtungen überdrüssig geworden und hatte den Lehrling mit Achselzucken aufgegeben.

Sollte ich nun vergrämt in das graue Bureaudasein zurückkehren? Das war unmöglich. Die Weiterentwicklung an einem andern Theater aber kam kaum in Frage, weil ich wusste, dass kein Stadttheater der Schweiz sich den Luxus leistet, angehende Bühnenkräfte mit einer anständigen Gage zu unterstützen. Wer den Ehrgeiz hat, sich als Sänger, Schauspieler oder Regisseur an einem schweizerischen Theater auszubilden, muss diesen Ehrgeiz mit manchen Jahren ohne Verdienst bezahlen. Zwei Jahre hatte mir die glückliche Fügung des Schicksals ermöglicht, länger ging es auf dieser Grundlage nicht weiter.

Der Notausgang

Selbstverständlich klopfte ich, nachdem ich mich wieder einigermassen gefunden hatte, doch eifrig bei den Direktoren der verschiedenen Bühnen unseres Landes an. Dabei erhielt ich gleich eine weitere Lektion. Sobald die ausserordentlich freundlichen Herren Direktoren herausgefunden hatten, dass ich weder mit einem Bundesrat verwandt, noch mit einem ihrer Herren Verwaltungsräte verschwistert oder verschwägert war, sank das Barometer ihres Interesses an meiner Person merklich. Es sank unter Null nach der Feststellung, dass ich für meine Tätigkeit sogar noch eine Gage beanspruchte. Es sah nun so aus, als ob ich, einmal auf der glitschigen Theaterlaufbahn ausgeschlipft, Kopf über Hals dem Bodenlosen zusauste.

Es kam nicht so weit. Ein Schuss Galgenhumor und ein gutes Stück Selbsterhaltungstrieb begannen mich bald wieder nach oben zu strudeln. Wie als Belohnung meiner unbegründeten Zuversicht stellte sich kurz darauf der Brief eines Stadttheaters mit dem Angebot einer Dramaturgenstelle mit Bibliothekarspflichten ein. Mit andern Worten: es wurde mir eine Tätigkeit angeboten, die sich in einem Bureau abspielen sollte, mit vorgeschriebener Stundenzahl, mit ordentlichem Bücherstaub — aber in einem Theaterbetrieb, im geliebten Theaterleben, das wohl auch ins Dramaturgenbureau hie und da einen Schwaden Kulissenluft wehen würde. Gage: soviel Franken, dass man davon leben konnte.

Selbstverständlich schob ich noch am gleichen Abend eine Zusage in den Briefkasten und spazierte dann längere Zeit in den Anlagen des Seequais herum. Sehr nachdenklich und vor mir selber mindestens um zehn Jahre gealtert.

Die Moral

Nun sitze ich schon einige Jahre am Schreibtisch im gemütlichen Dramaturgenbureau des Theaters von R. Ein grosser Stoss von Manuskripten jüngerer und älterer Schriftsteller, die auf ihre Art den Schritt in die Zauberwelt Theater gewagt haben, liegt neben mir. Ein grosser Stoss Papier und ein unmessbares Quantum vernichteter Hoffnungen — es sind abgelehnte Theaterstücke. Abgelehnt, weil ihnen die technischen Voraussetzungen abgehen. Weil sie gut gemeint, aber schlecht gemacht sind. Wer für das Theater schreiben will, der muss sich zualler-

erst und ganz gründlich mit den Forderungen der Bühne auseinandersetzen. Er muss die Bühne kennen, so wie sie aussieht ohne Dekorationen und ohne täuschende Beleuchtung. Dann erst wird der Kontakt mit der Bühne klappen und die Verbindung aufleuchten.

Ist es nicht eigentlich ganz genau so bei jeder Beschäftigung mit der Bühne? Verlangt nicht gerade dieser Ort der « Illusionen » von seinen Angestellten eine um so grössere illusionslose, sachliche Arbeit? Lag vielleicht im Nichterkennen dieser Tatsache der grosse Fehler meines eigenen Wollens?

Ich hatte mir von der Wunderwelt Theater sogar das Wunder erhofft, in weniger als einem Jahr einer jener Leute zu werden, die andern zeigen müssen, wie man Theater spielt, dabei aber hatte ich selbst von alledem eine höchst oberflächliche Kenntnis. Die ganze Lehrzeit hatte ich mehr oder weniger als ein Vergnügen angesehen. Es war für mich eine Zeit, in der ich in vollen Zügen die Freiheit des künstlerischen Berufes genoss, ohne an den verantwortungsvollen Ernst der künstlerischen Arbeit zu denken.

So war die Zeit verstrichen wie ein unterhaltender Film — aber haften geblieben war verzweifelt wenig. Um das Unglück voll zu machen, hatte sich aber auch kein Vorgesetzter gefunden, der mir die Schwere und Grösse meines Vorhabens eindringlich klargemacht hätte. Mein Chef hatte mich in seinen Betrieb genommen, weil es ihm damals gerade gelegen kam, um bei massgebenden Amtsstellen auf sein Interesse an schweizerischem Nachwuchs hinzuweisen. Dieses Interesse flaute aber sofort ab, als er mit andern Namen, die ihm nützlicher schienen, seine positive Stellung zu den schweizerischen Bühnenkünstlern belegen konnte. Und schliesslich mag die ganze Konstellation, wie sie ein Theaterbetrieb in unsern Verhältnissen einem Regisseurlehrling bietet, ungünstig sein. Meistens geht ja der Werdegang eines Regisseurs über den Beruf des Schauspielers. Es hat sich zwar in der neueren Zeit der Typ des Nurregisseurs herausgebildet, der sich von Anfang seiner Bühnenlaufbahn an nur den Regieproblemen zuwandte. So hatte auch ich gehofft, vom Regieassistenten zum Regisseur zu kommen. Doch dazu braucht es Belehrung und Unterstützung an Ort und Stelle.

Wenn unsere beamteten Regisseure nicht derart arbeitsüberlastet wären, weil sie notgedrungen beinahe wöchentlich ein neues Stück starten müssen, hätten sie eher Zeit, sich den Regieassistenten zuzuwenden und als Praktiker an der Erziehung des Nachwuchses mitzuwirken. Weil aber unsere Theater als Defizitwirtschaften verschrien sind und Subventionen vom Stadtrat nur ungern gegeben werden, so kann auf die wöchentlichen Premieren nicht verzichtet und die Arbeit der Regisseure nicht vermindert werden, und die Assistenten müssen ohne genügende Unterweisung und ohne Lehrmeister auf der Bühne herumtappen.

So geht es aber nicht nur den jungen Regisseuren, sondern allen jungen Anwärtern auf Bühnenbeschäftigung. Denn die Kapellmeister haben für die jungen Sänger ebensowenig Zeit. Sicher wird man nun fragen: Ja, wozu sind denn eigentlich unsere Bühnenschulen da, die doch in ihrer Reklame todsichern Erfolg versprechen? Es sind Vorschulen. Sie geben das technische Werkzeug. Aber zeigen, wie dieses in der harten Zugluft der Bühne zu gebrauchen ist, das können sie nie. Den Bühnenberuf kann man nur auf der Bühne selbst erlernen. Deshalb müssten sich die künstlerischen Vorstände und vor allem der Direktor der Bühnen dieser verantwortungsvollen Aufgabe der Erziehung des Nachwuchses bewusst sein. Inzwischen haben die Direktoren gern oder ungern lernen müssen, bei der amtlichen Bühnenkünstler-Kartothekstelle mit möglichst grossen Zahlen schweizerischer Mitarbeiter aufzurücken. Vielleicht wird man nun langsam auch noch merken, dass schweizerische Bühnenkünstler nicht reifen und sich entwickeln können, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit gibt, sich fachgemäss auszubilden.